

Rebecca Gablé

DRACHENBANNER

Leseprobe

Waringham, Juli 1238

Der Hahn der Wheelers war immer der erste, der morgens krächte, und Bedric hatte schon so manches Mal davon geträumt, hinüberzugehen, ihm den mageren Hals umzudrehen und seiner Mutter und Schwester ein Brathähnchen heimzubringen. Doch heute war er längst wach.

Er schlug die leichte Decke zurück, stand auf und beugte sich über Bertha, deren Strohmatten gleich neben seiner an der rechten Wand der Kate lag. Seine Schwester schlummerte selig, wie üblich.

„Bertha. Melken.“ Er legte ihr die Hand auf die Schulter und rüttelte einmal kurz, denn sie schlief einfach weiter, wenn man es nicht tat.

Mit einem unwilligen Seufzen drehte sie sich auf die andere Seite, weg von ihm.

Bedric faltete seine Decke zusammen. „Wie du willst. Keine Milch, kein Frühstück.“

Das wirkte immer. Sie setzte sich ruckartig auf, warf ihm

einen halb schlaftrunkenen, halb vorwurfsvollen Blick zu und stand auf. Wortlos, mit zerzausten Haaren und nackten Füßen tapste sie zu der Brettertür, die den Wohnraum vom Stall trennte, und verschwand.

In der gegenüberliegenden Ecke und jenseits der Feuerstelle stand das Bett ihrer Mutter – ein richtiges Holzbett, breit und solide gezimmert. Sie war ebenfalls schon auf den Beinen und dabei, ihr bestes Leintuch um den aufgesteckten Zopf zu binden. Auf dem Weg in den Garten legte sie ihm kurz die Hand auf den Unterarm, aber auch sie war früh am Morgen keine Freundin großer Worte.

Bedric fegte geschickt die Asche zusammen, mit der nachts das Feuer abgedeckt wurde, blies behutsam in die scheinbar toten, schwarz verkohlten Holzreste, bis sie rötlich zu glimmen begannen, breitete eine Handvoll Stroh darauf aus und brachte das Feuer wieder in Gang. Dann wusch er sich in dem Eimer auf dem Hocker neben dem Fenster Gesicht und Hände und warf dabei wie jeden Morgen einen Blick ins Wetter. Klar und wolkenlos.

Bertha kam aus dem Stall zurück und trug den schweren Milcheimer mit beiden Händen zur Bank neben dem Feuer, wo ein paar Teller, Schalen und Becher standen.

„Eine Zitze ist ganz rot und heiß“, berichtete sie und gähnte herzhaft. „Das Melken hat ihr wehgetan. Sie hat versucht, mir auf den Fuß zu treten.“

„Arme Gertie“, murmelte Bedric, während er seine und Berthas Strohmatte zusammenrollte und in der Ecke verstaute, um Platz für den Tisch zu schaffen. „Ich schau sie mir nachher an.“

„Wohl eher arme Bertha“, protestierte seine kleine

Schwester empört, und Bedric strich ihr grinsend über den unordentlichen Schopf.

„Hast ja recht“, räumte er ein.

Zusammen stellten sie die Holzböcke auf und legten die Tischplatte darauf, die an der Türwand gelehnt hatten, und während Bertha mit einer Kelle Milch in drei Schalen füllte, stellte Bedric Bank und Schemel an den Tisch. Ihre Mutter kam zurück ins Haus, beide Hände voller Brombeeren. Sie verteilte die Früchte auf die Schalen, und sie setzten sich zum Frühstück an den Tisch.

Eldrida reichte jedem ihrer Kinder einen Holzlöffel. „Gehst du noch ins Feld?“, fragte sie Bedric.

Er nickte. „Ich will wenigstens anfangen, den Roggen einzubringen“, antwortete er zwischen zwei Löffeln. Die Milch war fett und noch warm, die Beeren süß wie aus dem Paradies. „Weit werd ich heute nicht kommen, aber der alte Wheeler sagt, es gibt bald Regen.“ Jamie Wheeler hatte ein steifes Knie, das regelmäßig schmerzte, bevor das Wetter umschlug. Eine Plage für ihn, ein Segen für seine Nachbarn, denn sein Knie irrte nie. „Wenn uns der Roggen in der Ähre auskeimt, sind wir geliefert.“

Eldrida nickte und trank den Rest der Milch aus der Schale. „Heute ist der perfekte Tag dafür, und Gott allein weiß, wann wir zum Ernten auf Lord Waringhams Felder müssen.“

Bedric stand auf und streifte die festen Halbschuhe über, die neben der Tür standen. Dann nahm er Sense und Wetzstein von ihrem Haken an der Stallwand.

„Bertha und ich gehen in den Hafer zum Jäten?“, fragte seine Mutter. Früher hätte sie ihm einfach gesagt, was sie

vorhatte. Seit sein Vater tot war, fragte sie ihn.

Das war ihm immer ein bisschen peinlich, aber er nickte und riet im Hinausgehen: „Nehmt Handschuhe mit, der Hafer ist voller Disteln.“

„Oh nein ...“, hörte er seine Schwester jammern, während er die Tür hinter sich zuzog. Er schulterte die Sense und schlug den Pfad zum Fluss ein. Als er die schmale Holzbrücke überquerte, ging in seinem Rücken die Sonne auf.

Die Felder, die sich jenseits des Tain über das sachte Hüggelland zogen, waren möglichst lang angelegt, damit man das Ochsen gespann beim Pflügen nicht öfter als nötig wenden musste. Jedes Feld war mit Furchen in schmale Streifen unterteilt, von denen jeder Bauer in der Regel drei bewirtschaftete. Doch in den meisten Fällen lagen die drei Streifen in unterschiedlichen Feldern, denn auf einem bauten die Pächter Weizen oder Roggen an, die im Herbst gesät wurden, auf dem zweiten Sommergetreide wie Gerste oder Hafer, während das dritte brachliegen musste, damit die Erde nicht ausgelaugt wurde.

Bedrics Roggenfeld lag eine halbe Meile südlich des Dorfes, und die Wegkreuzung an der nordöstlichen Ecke des Ackers war von einer Eibe beschattet. Dort hielt Bedric einen Moment inne und strich mit der Rechten über die raue Borke, bis sein Daumen die Kerbe ertastete, die sein Vater vor Jahren hineingeritzt hatte. An dem Tag, als er Bedric zum ersten Mal mit zur Feldarbeit genommen hatte.

„Stell dich hierhin, mein Junge, und wir markieren, wie groß du bist. Heute Abend werden dir alle Knochen wehtun

und du wirst vielleicht denken, dass du noch zu klein und nicht stark genug für diese Arbeit bist. Aber in ein paar Wochen wirst du schon ein gutes Stück gewachsen und kräftiger geworden sein, und wir können es hier an der Eibe messen, siehst du?“

Und er hatte ihm erzählt, welch ein magischer Baum die Eibe war, die langsamer wuchs als alle anderen Bäume und deren Holz deshalb so stark und doch geschmeidig war, dass man daraus die besten Bögen baute.

Ungezählte Male hatten sie unter der Eibe gestanden, um Bedrics Wachstum zu messen oder um in ihrem Schatten zur Mittagszeit einen Happen zu essen. Und als sein Vater ihm den ersten Bogen gebaut hatte, der kaum länger als ein Weizenhalm gewesen war, hatte er den jungen Ast dafür von dieser Eibe geschnitten.

Jeden Sonntag nach der Messe ging Bedric mit seiner Mutter und Schwester auf den Gottesacker hinter der Kirche zum Grab seines Vaters, aber nah fühlte er sich ihm nur hier. Und wenn der Wind so wie heute sacht durch die Eibe fuhr und ihre Nadeln flüstern ließ, war es manchmal, als hörte Bedric die Stimme seines Vaters. Ungezählte Male hatte Godwin ihm erzählt, wie er zusammen mit Wilkin of the Weald und den anderen Bogenschützen aus Kent die Franzosen zurück übers Meer gejagt hatte. Manchmal war er Bedric mit der ewig gleichen Geschichte ein wenig auf die Nerven gegangen, doch heute hätte der Sohn alles gegeben, wenn er sie noch ein einziges Mal hätte hören können und ...

„Ho, Bedric, warte auf mich!“, rief eine vertraute Stimme in seinem Rücken.

Hastig fuhr Bedric sich mit dem Handballen über die Wangen, ehe er sich umwandte. „Ælfric. Schon so früh auf den Beinen?“, frotzelte er.

Ælfrics Vater hatte nur neun müde Acre Land, die vorn und hinten nicht reichten für die große Familie. Aber sie waren freie Leute, keine Hörigen, die Frondienst auf Lord Waringhams Feldern leisten mussten, und darum zog Bedric seinen Freund gern auf und tat, als führe Ælfric ein Lotterleben in Überfluss und Müßiggang.

Ælfric schnitt eine Grimasse. „Mein Vater meinte, es wäre eine großartige Idee, mich vor dem Gericht noch zwei Stündchen ins Feld zu schicken ...“, knurrte er.

„Und er hatte recht. In zwei Stunden kann man einen viertel Acre mähen, wenn man nicht trödelt, oder?“

Ælfric verdrehte die Augen. „Ich weiß nicht, Mann ... Seit du die Scholle geerbt hast, bist du todernst geworden. Und so *fleißig*. Das ist mir unheimlich, ehrlich ...“

Bedric musste lachen. Er war froh, dass sie sich getroffen hatten, denn niemand konnte Schwermut und Düsternis vertreiben wie Ælfric. Trotzdem mahnte er: „Lass uns lieber einen Schritt zulegen. Jamie Wheeler sagt, es gibt Regen.“

„Das fehlt noch“, brummte Ælfric.

Sie beschleunigten ihre Schritte, und wenig später standen sie am Nordende ihrer benachbarten Feldstreifen und schärfen die Sensen.

Ælfric wies auf ein Kaninchenloch am Feldrand. „Sieh dir das an. Da vorn ist noch eins. Die verfluchten Biester unterhöhlen die Erde und fressen uns die halbe Ernte weg.“

Bedric hängte sich den Wetzstein an seiner Lederschnur um den Hals und nickte. „Es gibt viel zu viele diesen

Sommer. Eine Plage. Wie wär's, wenn wir in einer der kommenden Nächte ein paar Schlingen legen? Fast Vollmond und ...“

„Ja, aber du weißt, was wir damit riskieren. Das ist Wilderei, Bedric.“

„Nur wenn sie uns erwischen“, gab Bedric mit einem kleinen Lächeln zurück und schwang die Sense.

Alle sechs Wochen fand oben auf der Burg ein Gerichtstag statt, wo Lord Waringham oder sein Steward die Organisation des Gutsbetriebs, Nachbarschaftsstreitigkeiten oder Versäumnisse bei der Fronarbeit verhandelten. Alle Pächter der Baronie – Freie ebenso wie Leibeigene – mussten teilnehmen.

Zwei Stunden vor Mittag trudelten die Bauern zu zweit oder in kleinen Gruppen in der großen Halle des Bergfrieds ein und setzten sich dort in die Binsen, denn die Tische und Bänke waren beiseite geräumt worden, um genügend Platz für die Dorfbewohner zu schaffen.

Nur die hohe Tafel auf der Estrade stand noch, und dort saß der Steward, Francis de Clare, mit Lord Raymond zusammen, und sie hatten die Köpfe über irgendein Schriftstück auf dem Tisch vor sich gebeugt.

„Wo ist seine Lordschaft?“, hörte Bedric die Stimme des Schmieds irgendwo zu seiner Rechten.

„Das mag der liebe Himmel wissen“, gab sein ältester Sohn Matthew zurück.

„Krank, hab ich gehört“, warf Piers Wheeler ein.

Bedric wechselte einen Blick mit seiner Mutter.

„Schon wieder ein Fieber“, wusste Ordulf zu berichten,

der die letzten zwei Wochen Frondienst als Hausdiener hier auf der Burg verrichtet hatte und deswegen wusste, was in der Familie ihrer Herrschaft vorging. „Lady Waringham will einen Medicus aus Canterbury herholen, aber Berit sagt, das können sie sich sparen. Es ist das Wechselfieber.“

„Oh“, murmelte Bedric beklommen. Das Wechselfieber war eine tückische Krankheit. Sie suchte ihre Opfer alle paar Wochen oder Monate heim, und die Anfälle waren grässlich. Meist erholten die Kranken sich wieder, aber nicht immer. Onkel Edgars Frau war vor zwei Jahren daran gestorben, und ein elendes Sterben war es gewesen.

Der junge Lord und der Steward waren vom Reeve und dem Heuwart auf der einen Seite und von Vater Jean und dem Hauskaplan der Burg auf der anderen Seite flankiert. Ein nervöser Knappe, den Bedric nie zuvor gesehen hatte, servierte ihnen Wein in feinen Pokalen.

„Wir hätten uns einen Schlauch Ale mitbringen sollen“, bemerkte Eldrida. „Bei der Hitze macht es keinen Spaß, den hohen Herrschaften beim Trinken zuzuschauen ...“

Sie kam normalerweise nicht mit zum Gericht, denn Frauen waren nur zugelassen, wenn einer der Fälle sie persönlich betraf. Das war heute indes der Fall, denn es war der erste Gerichtstag seit dem Tod ihres Mannes, darum war heute der Tag, da Bedric sein Erbe antreten und dem Earl of Waringham Gefolgschaft schwören sollte.

Es wurde ziemlich voll. Die Halle von Waringham Castle war groß, doch waren es rund ein Dutzend Dutzend Männer und Jungen, die Platz finden mussten. Bedric und seine Mutter saßen weit vorne auf der rechten Seite gleich unter einem der Rundbogenfenster, und als Bedric über die

Schulter sah, entdeckte er ein Stück zur Linken Ælfric und seinen Vater Godric, die klüger gewesen waren als sie und einen Bierschlauch hin- und herwandern ließen. Ælfric sah ihn ebenfalls und pochte sich mit der rechten Faust dreimal an die Brust, um seinem Freund Glück zu wünschen.

Schließlich hob der Steward die Hand, und etwas Ähnliches wie Ruhe kehrte ein.

„Willkommen“, sagte Sir Francis und nickte mit einem sparsamen Lächeln auf die versammelten Dörfler hinab.

Er war Lord Waringhams engster Vertrauter, ein vornehmer Mann um die vierzig, dem vor allem die älteren Bauern vertrauten, weil er vielen von ihnen während der Belagerung von Waringham vor über zwanzig Jahren das Leben gerettet hatte. Bedric kannte ihn kaum, aber er wusste, Francis de Clare war ein erfahrener und fairer Steward.

„Bevor wir beginnen, bat Vater Jean mich, euch allen bekanntzugeben, dass die Dorfkirche des heiligen Austin neu gekalkt werden muss, vor allem auf der Wetterseite. Die Arbeit darf am morgigen Sonntag ausgeführt werden. Alle Hörigen sind verpflichtet, alle Freien aufgefordert. Jeder erhält einen Krug Ale und ein Viertelfund dunkles Brot als Verpflegung.“

Es gab leises Gemurmel unter den Versammelten, denn ein Viertelfund Brot war großzügig, und jeder Mann würde ein Stück davon mit nach Hause nehmen können.

„Aldann.“ Der Steward warf nochmals einen Blick auf den langen Pergamentbogen, der vor ihm auf dem Tisch lag. „William Miller klagt, dass Godric ihm einen zu kleinen Sattel für sein Muli gebaut hat, aber auf volle Bezahlung

besteht. William, Godric, tretet vor.“

Der grobschlächlige Müller erhob sich, nahm den Filzhut vom Kopf und verbeugte sich so tief vor der hohen Tafel, dass seine großporige rote Säufernase fast an seine Knie stieß. Auch Ælfrics Vater trat nach vorn und verneigte sich, und der Steward forderte zuerst den Kläger auf, seine Seite des Zwists darzulegen.

Bedric war zu rastlos, um der Auseinandersetzung zu folgen. Er wusste ohnehin – so wie jeder Mann in Waringham – dass der Müller im Unrecht war, denn er war ein diebischer Drecksack, während Godric Saddler, wie die Leute ihn nannten, weil er für Dorf und Burg Sättel, Zaumzeuge und Pferdegeschirre herstellte, ein redlicher Mann war.

Bedrics Gedanken gingen auf Wanderschaft, während die Männer sich gegenseitig bezichtigten und beschimpften. Er dachte an Adela und fragte sich, was sie an diesem herrlichen Sommertag wohl gerade tat. Ob im fernen Hampshire irgendwo Heide blühte, um ihr Heimweh zu lindern, und ob sie sich verändert hatte unter all den fremden Menschen. Und er hätte zu gerne gewusst, wie sie ...

„... zum Nachlass des Leibeigenen Godwin, genannt Godwin Archer, der am Namensfest der heiligen Agatha durch einen Unglücksfall ums Leben kam“, drang die Stimme des Stewards mit einem Mal zu ihm durch, und Bedric kehrte schleunigst ins Hier und Jetzt zurück. „Nach kentischen Gepflogenheiten ist der jüngste Sohn des besagten Godwin sein Erbe, aber meines Wissens gibt es nur einen überlebenden Sohn, nämlich dich, Bedric, ist das richtig?“

Bedric erhob sich und trat vor die Tafel. „Ja, Sir Francis“, antwortete er und verneigte sich.

„Und du bist wie alt?“

„Vierzehn, Sir.“

Der Steward schien einen Moment erstaunt, aber dann nickte er lediglich und sagte: „Es muss ein schwerer Schlag für deine Mutter, deine Schwester und dich sein. Mein Beileid, Junge.“ Es klang aufrichtig, aber ebenso distanziert.

„Danke, Sir.“

Der Steward wandte sich an Edwin, den Reeve, der neben ihm saß. „Welches Vieh kommt für die Erbschaftsabgaben in Betracht?“

Starb ein leibeigener Pächter, bekam der Grundherr sein bestes Stück Vieh als *Heriot*, der Gemeindepfarrer das zweitbeste als *Mortuarium*.

Wie jeder gute Reeve kannte Edwin die Viehbestände aller Bauern der Baronie in- und auswendig. „Ein Ochse als Heriot, Sir, die Kuh als Mortuarium. Danach bleiben Bedric eine einjährige Färse und seine Sau.“

„Wenn Ihr erlaubt, Sir, würde ich Heriot und Mortuarium gern in Geld entrichten“, sagte Bedric.

Der Steward runzelte verwundert die Stirn, und zum ersten Mal ergriff Adelas Bruder das Wort.

„In *Geld*?“, fragte Lord Raymond ungläubig. „Zwölf Schilling für den Ochsen, sechs für die Kuh?“

„Ja, Mylord.“ Bedric nahm den Jutesack von der Schulter und war dankbar, das Gewicht endlich los zu sein. Er schnürte ihn auf, förderte ein Holzkistchen ans Licht, stellte es vor Raymond auf die hohe Tafel und trat wieder zurück. „Zweihundertundsechzehn Pence, Mylord. Macht achtzehn

Schilling.“

Raymond schüttelte fassungslos den Kopf. „Jesus, hast du das etwa ganz allein ausgerechnet?“, fragte er, unverkennbar amüsiert. Dann wandte er sich an den Steward. „Stimmt es?“

Sir Francis rechnete kurz nach und nickte dann. „Woher hast du so viel Geld, mein Junge?“

„Mein Vater hat Wurst und Käse, die wir nicht brauchten, in Rochester auf dem Markt verkauft, Sir. Und Bögen, die er gebaut hat.“

„Mit *unserem* Holz, nehme ich an“, warf Raymond augenzwinkernd ein.

„Ja, Mylord, aber mit Erlaubnis seiner Lordschaft. Eures Vaters, meine ich.“

„Guck an.“ Raymond lehnte sich in seinem Sessel zurück, streckte die langen Beine unter der Tafel aus und trank einen ordentlichen Zug aus seinem Becher. „In Anerkennung seiner angeblichen Heldentaten bei der Verteidigung von Kent gegen die französische Invasion, ja?“

„Raymond, bitte“, mahnte der Steward gedämpft.

Der junge Lord hob begütigend beide Hände. „Schon gut.“

„Wir werden dein Geld später zählen, Bedric, aber ich bin überzeugt, es ist der geschuldete Betrag“, sagte der Steward, und er klang verbindlicher als zuvor, als wolle er Raymonds Beleidigung damit wettmachen. „Somit sind die Erbschaftsabgaben abgegolten, und es bleibt die Frage, wer deine Scholle von dreißig Acre bewirtschaften soll, bis du selbst alt genug bist.“

„Ich *bin* alt genug, Sir Francis“, gab Bedric zurück. „Und ich kann meine Scholle selbst bewirtschaften, seid versichert.“

Raymond kratzte sich am Hinterkopf, während er den jungen Bauern kritisch musterte, und Bedric ahnte, dass er zu selbstsicher aufgetreten war.

Es gab zwei Sorten von Adligen, wusste er. Solche wie Lord Waringham und seinen Steward, die ihre Dienerschaft und ihre Bauern zwar mit standesgemäßer Herablassung, aber immerhin wie menschliche Kreaturen behandelten. Und es gab die anderen, die es gern hatten, Untergebene vor sich kriechen zu sehen. Schon lange wurde in Waringham abends im Wirtshaus darüber debattiert, zu welcher Sorte Lord Raymond, ihr zukünftiger Grundherr, zählte, und Bedric beschlich der abscheuliche Verdacht, dass er im Begriff war, die Antwort hier und jetzt herauszufinden.

„Kommt nicht infrage“, beschied der junge Lord und wies kurz mit dem Zeigefinger in seine Richtung. „Du bist noch ein Milchbart. Und wenn es schiefgeht, haben wir die Pachtausfälle. Nein, auf keinen Fall.“

Edgar Einhand erhob sich. Er hatte ganz vorn gesessen, und Bedric fuhr die Frage durch den Sinn, ob das vielleicht kein Zufall war.

„Mylord“, sagte sein Onkel respektvoll. „Godwin hat unmittelbar vor seinem Tod gesagt, dass er seine Scholle seinem Sohn hinterlasse, ich und ein halbes Dutzend weiterer Männer haben es gehört.“

„Das mag ja sein, Edgar, nur ...“, begann der Steward, doch Raymond fiel ihm ins Wort.

„Godwin hat dabei nur die Kleinigkeit vergessen, dass es

nicht *seine* Scholle ist, sondern meine. Oder genauer gesagt, die meines Vaters. Godwin war ein Leibeigener, und darum gehörte ihm nicht einmal das Hemd am Leib, denn wer selbst Besitztum ist, kann nichts besitzen.“

„Dennoch ist es üblich, dass der Sohn in das Pachtverhältnis des Vaters eintritt, auch unter Leibeigenen“, erinnerte der Steward ihn.

Raymond nickte nachdrücklich. „Natürlich. Das soll er ja auch. Aber ein *Anrecht* darauf hat er nicht. Und untersteh dich, mich so unverschämt anzustieren, Bedric, sonst bekommst du heute statt deines Erbes eine Lektion in Respekt vor deiner Herrschaft.“

Bedric sah ihm noch einen Lidschlag länger in die Augen, dann schlug er den Blick nieder.

Raymond verschränkte die Arme auf der Tischplatte und neigte sich leicht vor. „Ich will dir dein Erbe nicht vorenthalten“, sagte er versöhnlicher. „Die Lösung ist ganz einfach: Deine Mutter wird wieder heiraten, und dein Stiefvater wird dein Land mit bewirtschaften, bis du alt genug bist, die Verantwortung selbst zu übernehmen.“

Plötzlich stand Eldrida an der Seite ihres Sohnes. „Mylord, ich versichere Euch, dass Bedric in der Lage ist, unser Auskommen und Euch eine gute Pacht zu erwirtschaften. Und jeder Bauer von Waringham wird das bestätigen.“

Es gab vernehmliches zustimmendes Gemurmel in der Halle.

„Außerdem ist es nicht mein Wunsch, wieder zu heiraten“, fuhr sie fort. „Und mein Sohn ...“ Sie brach ab, als Raymond sich erhob.

„Das ist genug“, beschied er Eldrida und Bedric, nicht laut, aber drohend. „Du wirst dich fügen, Bürschchen, sonst verpachte ich eure Scholle an jemand anderen, und du kannst als Knecht auf dem Gut schuften. Und *du* wirst wieder heiraten“, schloss er an Eldrida gewandt.

In der Halle war es so still geworden, dass man das Zanken zweier Elstern unten im Burghof hören konnte.

„Wen?“, fragte Eldrida, und es klang eher abweisend als eingeschüchtert.

Wigot, der Heuwart, erhob sich von seinem Platz an der hohen Tafel und sah mit leuchtenden Augen auf sie hinab. „Mich.“

Woodstock, September 1238

Bedric streifte durch die blühende Heide, den Bogen in der Hand. Der böige Wind, der wieder einmal über Waringham Heath fegte, zerzauste ihm das kinnlange, dunkelblonde Haar. Er blieb stehen, legte einen Pfeil an die Sehne und schaute reglos zum Waldrand hinüber. Ein großer, hässlicher Vogel mit struppigem Gefieder brach aus den Wipfeln hervor. Rasch, aber ohne Hast hob der Jäger den Bogen, spannte, und dann schnellte der Pfeil von der Sehne. Der Vogel stieß ein schrilles Krächzen aus, als er stürzte. Mit langen Schritten ging Bedric zu der Stelle, wo seine Beute gefallen war, doch was dort blutend und mit dem weiß gefiederten Pfeil in der Kehle zu seinen Füßen lag, war kein Vogel, sondern ein Mann mit einem abscheulichen Vogelkopf.

Die leblosen, bernsteinfarbenen Augen schienen ins Leere zu starren, doch dann öffnete sich der grausame Raubvogelschnabel. „Wach auf“, krächzte der Vogelkopf. „Adela, wach auf, oh, um der Liebe Christi willen, schau dir das an, sie schläft wie ein Stein!“

Adela fuhr keuchend aus dem Schlaf. „Was ...“, murmelte sie desorientiert.

Anne de Quincy stand über sie gebeugt und rüttelte an ihrer Schulter. „Gott sei Dank“, stieß sie hervor und trat einen Schritt zurück.

Adela setzte sich auf. „Was ist los?“

„Es ist Maud“, antwortete Carys, mit der sie eigentlich das Bett teilte, aber auch die Waliserin war auf den Beinen und stand über das Nachbarbett mit den staubigen blauen Vorhängen gebeugt. „Sie ist krank.“

Adela schlug eilig die Decke zurück und stand auf. Es war dunkel in dem Kämmerchen, das man ihnen zugeteilt hatte, doch ihre Augen stellten sich schnell darauf ein, und als sie zu Carys trat, erkannte sie Maud, die sich stöhnend auf der Seite zusammenkrümmte, ihr Gesicht schweißnass, die Augen zugekniffen. Ihr Atem ging schnell und stoßweise.

„Maud?“ Adela strich ihr das feuchte, goldblonde Haar zurück. Die Stirn glühte. „Maud, kannst du mich hören?“

Die Kranke wimmerte, fing an zu würgen und erbrach sich mit einem schwachen Jammerlaut.

„Oh nein!“, stieß Anne hervor und wich furchtsam einen Schritt zurück. „Was sollen wir nur tun?“

„Hilfe holen“, befand Adela. „Vielleicht hat sie nur etwas Falsches gegessen, aber sie hat ziemlich hohes Fieber.“

„Hilfe holen?“, wiederholte Anne skeptisch. „Mitten in der Nacht und ohne Licht in einem fremden Palast?“ Ihre Augen waren furchtsam aufgerissen, und Tränen liefen ihr übers Gesicht.

Carys hockte sich in die Binsen und zog den unbenutzten Nachttopf unter dem Bett hervor. Dann richtete sie die Kranke mit einem erstaunlich starken linken Arm auf, legte ihn ihr um die Schultern und hielt ihr das Nachtgeschirr hin. „Hier, Liebes“, murmelte sie tröstend. „Spuck hier hinein. Und sei ganz ruhig, das wird schon wieder ...“ Sie sah zu den beiden anderen. „Adela, du gehst und holst Hilfe. Anne, nimm dich zusammen, komm her und hilf mir.“

Anne nickte kläglich und machte einen winzigen Schritt auf sie zu. „Was soll ich tun?“

Adela klaubte eine dünne Wolldecke von ihrem Bett, warf sie sich über die Schultern wie einen Umhang und hastete zur Tür. „Ich beeile mich“, versprach sie.

Sie hatte keine Ahnung, wohin sie sich wenden oder wen sie in einer Lage wie dieser aufwecken sollte. Dann fiel ihr Onkel Gui ein, und erleichtert machte sie sich auf die Suche. Er würde wissen, was zu tun war.

Vollkommene Stille lag über dem Palast. Mit tapsenden Schritten lief Adela den Korridor entlang. Türen in unregelmäßigen Abständen lagen auf der rechten Seite, kleine Rundbogenfenster auf der linken, durch die fahles Mondlicht auf die großen Steinfliesen am Boden fiel. Adela hatte gehört, die königlichen Gemächer lägen auf der Südseite, und sie konnte nur hoffen, dass das Gefolge und somit auch ihr Onkel in der Nähe des Königs untergebracht

waren. Die Wache würde ihr sagen, wo sie Gui finden konnte.

Sie gelangte zu einer kurzen Treppe, an die sie keinerlei Erinnerung hatte, und eilte die fünf Stufen hinab. Der Palast von Woodstock, der von außen so pittoresk und verwunschen wirkte, war im Innern hoffnungslos verwinkelt mit seinen Türmchen und Söllern an unerwarteten Stellen, und Adelas Brüder behaupteten gern, sie sei der einzige Mensch auf der Welt, der es fertigbringe, sich in Waringham Castle zu verlaufen. Sie wusste, ihr Orientierungssinn war fürchterlich, aber da der Mond von links durchs Fenster schien, war sie einigermaßen zuversichtlich, dass sie in die richtige Richtung lief.

Der Korridor machte eine scharfe Rechtsbiegung und verbreiterte sich zu einer Vorhalle, von der zwei Türen und eine neuerliche Treppe Gott weiß wohin führten. Adela ahnte, dass hinter der großen Doppeltür König Henrys Gemächer lagen, aber sie sah weit und breit keine Wache. Einen Moment stand sie mit herabbaumelnden Armen da, spürte die eisige Kälte der Steinfliesen an den Fußsohlen und lauschte ihrem eigenen Atem. Dann hörte sie ein Quietschen, ganz leise und verstohlen, und als sie wieder auf die Doppeltür blickte, erkannte sie, dass der rechte Flügel nur angelehnt war und sich in der Zugluft sacht bewegte.

Du kannst nicht in König Henrys Schlafgemach eindringen, weil Maud de Braose die Aalpastete nicht bekommen ist, hielt sie sich vor Augen. Du wirst dich in mörderische Schwierigkeiten bringen, wenn du es tust.

Das Problem war nur, sie wusste nicht, was sie sonst machen sollte.

Zögernd zog sie den rechten Flügel ein wenig weiter auf. Heiliger Austin, hilf mir und lass mich das Richtige tun, betete sie, dann trat sie über die Schwelle.

Ein dunkler Schatten in Männergestalt stand neben dem riesigen Bett mit den geöffneten Brokatvorhängen, und als er langsam die zusammengeführten Hände hoch über den Kopf hob, brach sich das silbrige Mondlicht vom Fenster auf der langen Dolchklinge.

Adela schrie entsetzt auf, und ihre Stimme hallte gespenstisch auf den Korridor hinaus.

Der Schattenmann fuhr herum, und ohne jeden bewussten Entschluss sprang Adela ihn an, streckte die Hände aus, um seine Handgelenke zu packen, und trieb sich stattdessen die Dolchklinge tief in die Handfläche der Linken. Sie keuchte vor Schmerz, aber sie zuckte nicht zurück, sondern krallte die unverletzte Rechte in die dunklen Gewänder des Schattens und schaffte es irgendwie, ihn mit sich zu Boden zu reißen.

Er stieß ein wütendes Knurren aus, rappelte sich auf und trat ihr mit Macht in die Rippen. Adela krümmte sich und versuchte zur Tür zu kriechen, um seinen Stiefeln zu entgehen. Doch er folgte ihr, packte sie an den Haaren, zerrte sie auf die Knie hoch und setzte ihr die Klinge an die Kehle.

Mit einem Mal konnte Adela nicht mehr atmen. Reglos starrte sie in den Schatten der Kapuze, wo das Gesicht sein musste, doch sie sah nur Schwärze, und in ihrer Todesangst fragte sie sich, ob es ein Dämon war, der sie tötete.

Dann flackerte ein gelblicher Lichtschein am Rande ihres Blickfelds auf und zeigte ihr für einen Lidschlag das junge,

bärtige Gesicht in der Kapuze. Im selben Moment hörte sie rennende Schritte und zwei rufende Männerstimmen, und sie ging ein zweites Mal zu Boden, als die Wachen die Schattengestalt überwältigten.

„Er ... er wollte den König töten“, stammelte sie. „Ich weiß nicht, ob er schon zugestoßen hatte ... schaut nach dem König ...“

Die Wachen in der königlichen Livree brachten den Schattenmann auf die Füße, der aber sogleich wieder jaulend zusammensackte, weil der stämmige Wachsoldat auf der linken Seite ihm das Knie in den Schritt rammte. „Keine Bange, junge Lady“, sagte er beschwichtigend. „Der König liegt gar nicht in seinem Bett. Er verbringt die Nacht in den Gemächern der Königin, wenn Ihr wisst, was ich meine.“ Er zwinkerte ihr verschmitzt zu, packte den Meuchelmörder bei den Haaren und rammte ihm das Knie dieses Mal ins Gesicht. Die Nase brach mit einem vernehmlichen Knirschen, der Schattenmann schrie auf und ging dann bewusstlos zu Boden.

Adela hockte auf der Kante der königlichen Schlafstatt, und um sie herum herrschte Aufruhr. Die Wachen hatten die Dienerschaft alarmiert, die Dienerschaft die Gentlemen des königlichen Haushalts, und alle liefen in dem großzügigen Schlafgemach umher wie kopflose Hühner.

„Adela!“ Onkel Gui kam zu ihr geeilt, setzte sich neben sie und legte ihr den Arm um die Schulter. „Alles in Ordnung?“

Sie nickte. „Maud de Braose ...“, begann sie.

„Oh, mein Gott, deine Hand!“, fiel Gui ihr erschrocken

ins Wort und rief zu einer der Wachen hinüber: „Harold, hol Vater Alphonse her, beeil dich!“

„Sofort, Sir Gui.“

Der wandte sich wieder an seine Nichte. „Er ist des Königs Leibarzt und wird ...“

„Schick ihn zu meiner Schlafkammer“, beschwor sie ihn. „Denn ...“

Doch sie wurde schon wieder unterbrochen. Ein hagerer Graubart mit schwarzen Augen und sehr finsterner Miene stand plötzlich vor ihnen und schnauzte: „Waringham, wo ist der König?“

„Woher soll ich das wissen?“, gab Gui kaum weniger unwirsch zurück. „*Ihr* seid Captain seiner Leibwache, FitzHugh, nicht ich.“

Der furchteinflößende Captain der Leibwache entfernte sich mit wehendem Mantel und trat zu den Wachen, die dem Schattenmann inzwischen die Hände gefesselt hatten, obwohl der immer noch wie tot in den Binsen lag. Wer weiß, dachte Adela fröstelnd, vielleicht *ist* er tot.

Ihr Onkel legte ihr wieder den Arm um die Schultern.

„Onkel Gui, hör mir zu ...“, beschwor Adela ihn.

„Sei unbesorgt. FitzHugh wird dich später gewiss befragen wollen, aber ich ...“

„Wie wäre es, wenn Ihr sie ausreden ließt, Sir?“, fragte Prinzessin Eleanors Stimme plötzlich an Adelas anderer Seite. Sie klang höflich, aber scharf. „Und sei es nur der Abwechslung halber?“

„Was?“, fragte Gui verdattert und stand schleunigst auf. „Oh, vergeb mir, Madame ...“

Eleanor beachtete ihn gar nicht weiter, sondern nahm

seinen Platz neben ihrer jungen Hofdame ein und sah ihr ins Gesicht. „Was wolltest du sagen, Adela?“

„Maud de Braose ist krank, Mylady. Ich war auf der Suche nach jemandem, der ihr hilft.“

Die Prinzessin ließ den Blick kurz über das lautstarke Durcheinander schweifen. „Sir Jerome, seid so gut, sucht Lady Cecily Sandford auf und richtet ihr aus, sie möge sich um meine kranke Hofdame kümmern.“

Ein junger Ritter verneigte sich hastig und eilte davon.

„Wie schlimm ist es?“, fragte Eleanor gedämpft.

„Ich bin nicht sicher“, musste Adela bekennen. „Sie hat hohes Fieber und ...“

„Ich meinte deine Hand, Adela“, stellte die Prinzessin trocken klar. „Du bist auf dem besten Wege, die königlichen Laken rot einzufärben.“

„Oh, tut mir leid ...“, erwiderte das Mädchen schuldbewusst und legte die tröpfelnde Linke in den Schoß. „Es ist nicht so schlimm, glaube ich. Jedenfalls kann ich noch alle Finger bewegen.“ Auch wenn es höllisch weh tat.

Eleanor nickte, bemächtigte sich eines der besagten königlichen Laken, riss seelenruhig einen Streifen des feinen Leinens ab und machte sich daran, ihrer Hofdame die Hand zu verbinden.

Sprachlos sah Adela ihr zu. Die Prinzessin machte das heute offenbar nicht zum ersten Mal. Ihre Handgriffe waren geschickt und sicher.

„Habt vielen Dank, Madame“, sagte das Mädchen verlegen. „Ich sollte wohl ...“

Aber sie wurde schon wieder unterbrochen. „Was soll das heißen?“, ertönte eine fassungslose Stimme von der Tür.

„Ein Meuchelmörder in *meinem* Schlafgemach? Aber das ist ... das ist unerhört!“ Und damit sank der König von England in einen gepolsterten Sessel – verdächtig schnell, so als hätte er weiche Knie.

Königin Aliénor kam in Begleitung zweier Damen hereingeeilt, einen kostbar bestickten Umhang über dem Nachthemd, der hinter ihr durchs Bodenstroh fegte. „Was ist geschehen, mein König?“, fragte sie, die Stimme ein wenig zittrig, setzte sich auf die gepolsterte Armlehne seines Sessels und ergriff seine große Rechte.

Der grimmige Captain war zurück. „Bringt ihn auf die Füße“, befahl er den beiden Wachen.

Sie lasen den stöhnenden, aber offenbar lebendigen Mordbuben vom Boden auf und packten ihn jeder an einem Arm.

FitzHugh baute sich drohend vor ihm auf, die Hände in die Seiten gestemmt. „Wie ist dein Name?“

„Ich bin ... Ich bin der rechtmäßige König von England“, stammelte der Schattenmann. Er nuschelte, weil er vermutlich den einen oder anderen Zahn verloren hatte, und sein Gesicht war blutüberströmt. „Er muss abdanken, denn er ist ... er ist ein Thronräuber“, fügte er hinzu und wies mit den zusammengebundenen Händen in Henrys Richtung.

„So, so“, machte FitzHugh. Er klang auf grimmige Weise belustigt, fast nachsichtig, hätte man denken können, bis er die knochige Linke um die Kehle des Mannes krallte und zudrückte.

„Lasst ihn leben, Sir Pentecôte“, bat der König und hob beschwichtigend die Hand. „Der Mann ist offenbar geistig verwirrt.“

Pentecôte FitzHugh warf ihm über die Schulter einen kurzen Blick zu. „Das ist es, was wir glauben sollen, Sire“, widersprach er abschätzig, ließ die Kehle des Mannes aber los, der sich zusammenkrümmte und röchelnd um Atem rang.

„Deine Milde ist wahrhaft königlich, Sire, aber hättest du in deinem Bett geschlafen, wärest du jetzt vermutlich tot“, führte die Königin ihrem Gemahl vor Augen. Sie sprach ruhig, doch ihre Stimme bebte ein klein wenig.

„Ihr müsst mir erlauben, diesen Halunken zu verhören, Sire, ich bitte Euch inständig“, drängte der Captain der Wache. Und auf ein zögerndes Nicken des Königs wies er seine Männer an: „Schafft ihn hinunter.“

Die Wachen führten den torkelnden Gefangenen zur Tür, doch der blieb stehen, als sie den Sessel passierten, sah mit undurchschaubarer Miene auf die Königin hinab und sagte: „Du solltest auch dran glauben, du kleine Schlampe, und beim nächsten Mal erwischen wir dich.“ Er sprach wesentlich deutlicher, vor allem entschlossener als noch gerade eben, und er spuckte ihr vor die Füße.

Aliénor bewies königliche Haltung: Ohne ein Wort sah sie dem Mann, der ihr nach dem Leben trachtete, in die Augen, und ihr Ausdruck verriet nichts als kühle Gelassenheit.

Mit einem kleinen Ruck wollten die Wachen ihren Gefangenen weiterführen, aber mit einem Mal stand der König vor ihnen. „Einen Augenblick noch.“ Er sah dem Meuchelmörder ins Gesicht. „Du drohst meiner Königin, du erbärmlicher Wurm?“, fragte er leise.

„Sie steht im Sold des verfluchten Königs von

Frankreich, genau wie du“, konterte der Gefangene.

König Henry schnaubte angewidert. „Sir Pentecôte, befragt diesen Mann nach Eurem Gutdünken“, befahl er. „Und wenn Ihr sicher seid, dass er nichts mehr preiszugeben hat, lasst ihr ihn nach Coventry schaffen und auf dem dortigen Marktplatz von vier Pferden in Stücke reißen.“

Adela hörte Prinzessin Eleanor an ihrer Seite tief durchatmen, und die plötzliche Stille im Raum verriet ihr, dass die Höflinge solche Grausamkeit von ihrem König nicht gewohnt waren.

Captain FitzHugh zuckte indes mit keiner Wimper. „Wie Ihr wünscht, Sire“, sagte er, verneigte sich vor dem Königspaar und führte seine Männer mit dem Gefangenen in der Mitte hinaus.

Auch die Königin hatte sich vom Sessel erhoben und sorgte für Ordnung. „Habt Dank, Freunde, dass Ihr alle so schnell herbeigeeilt seid. Aber nun ist die Gefahr gebannt, und ich schlage vor, wir alle begeben uns für den Rest der Nacht wieder zur Ruhe.“

Nickend und murmelnd gingen die Damen und Gentlemen hinaus, und auch Adela kam auf die Füße. Sie zog die Woldecke fester um sich und knickte vor Prinzessin Eleanor. „Gute Nacht, Madame. Und habt Dank für den Verband.“

„Ich will trotzdem, dass Vater Alphonse sich das ansieht“, erwiderte Eleanor.

„Ich Sorge dafür“, versprach Onkel Gui und führte Adela zur Tür.

Der König saß wieder in seinem Sessel und hielt den Blick auf das nachtschwarze Fenster gerichtet, offenbar tief

in Gedanken.

Doch die Königin stand immer noch nahe der Tür und lächelte Adela anerkennend zu. „Du warst sehr mutig und besonnen, Kind. Das werden wir nicht vergessen.“

Adela fand es eigenartig, dass Aliénor sie „Kind“ nannte, die doch nur ein Jahr älter war als sie, aber sie knickte lediglich und murmelte verlegen: „Habt Dank, meine Königin.“

Sie war unendlich erleichtert, als sie auf den kühlen, dunklen Korridor hinaustraten und die Tür sich mit einem vornehmen Quietschen in ihrem Rücken schloss.

„Ich hoffe, deiner Freundin fehlt nichts Ernstes“, sagte Adelas Onkel, während sie die breite Treppe hinabgingen.

„Ja, das hoffe ich auch“, gab sie ein wenig beklommen zurück.

In der nächtlichen Stille hörten sie einen fernen, aber trotzdem gellenden Schrei.

„Pentecôte FitzHugh ist in seinem Element“, knurrte Onkel Gui.

„Wer ist er?“, fragte sie neugierig. „Wieso kannst du ihn nicht ausstehen?“

Ihr Onkel warf ihr einen kurzen, ziemlich beunruhigenden Blick zu. „Er ist einer von König Johns ungezählten Bastarden. Das macht ihn zu König Henrys Halbbruder, und sei versichert, ich bin froh, dass mein König einen so zuverlässigen Wachhund hat, aber Pentecôte FitzHugh ist kein Freund des Hauses Waringham.“

„Nein“, gab Adela zurück. „Das ist mir aufgefallen.“

„Obwohl er mit deiner Großtante Cecily verheiratet ist.“

Adela fiel aus allen Wolken. „Im Ernst? Ist das die

entlaufene Nonne?“

„Ganz genau.“ Ein flegelhaftes Grinsen huschte über Onkel Guis Gesicht. „Doch sie hat mit unserer Familie gebrochen, damals nach der Belagerung von Waringham, als ...“ Er unterbrach sich und schüttelte den Kopf. „Es ist zu spät für diese lange, unerfreuliche Geschichte. Aber ich sage dir, nichts bringt uns in solche Nöte wie die Bande, die wir selber knüpfen.“

Adela nickte, obwohl sie ihm nur mit halbem Ohr lauschte. „Lass uns einen Schritt zulegen, Onkel. Mein Verband ist durchtränkt, und ich tropfe auf die blankgescheuerten Bodenfliesen.“